

Elazar Benyoëtz

**Olivenbäume,  
die Eier legen**

Ein Nachbuch

BRAUMÜLLER



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Photokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme gespeichert, verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

© 2012 by Wilhelm Braumüller Universitäts-Verlagsbuchhandlung Ges.m.b.H.  
A-1090 Wien  
<http://www.braumueller.at>

ISBN 978-3-7003-1791-3

Coverfoto: Hanna Satz  
Satz & Layout: Michael Leon Saathen  
Druck: PrimeRate

»Ich sprach: ›Da bin ich, bin ich‹ «

Oder:

Toire lernen, aber auf Deutsch

»Ich werde gesucht von denen, die nicht nach mir fragten;  
ich werde gefunden von denen, die mich nicht suchten«

Jesaia / Luther 65,1

»Sie schreiben wie ein Freund schreibt; mehr noch: Sie sind ein Arbeiter an der Liebe. Das geht über den, an den Sie schreiben hinaus. Die Briefe, die Sie in Ihren Büchern veröffentlichen, zeigen es. Wenn Sie mir eine Verallgemeinerung erlauben wollen: Wir, die wir Ihre Briefe erhalten, sind jeder einzelne völlig unverwechselbar angesprochen, und doch faßt uns Ihre Art zu schreiben in eine Gemeinschaft zusammen, nämlich die Gemeinschaft derer, um die Sie sich werbend bemühen. Das ist wunderbar, und ich würde es nicht vergessen, selbst wenn es Ihr letzter Brief an mich gewesen sein sollte.

Was Sie offen darlegen, und zwar deswegen offen, weil jeglicher akademische oder modesprachliche Schutzpanzer, der Ihnen ja mit Leichtigkeit zur Verfügung stünde, verschmätzt wird, ist das, was man im Deutschen einmal das Herz nannte. Und fast möchte man sagen: Seien Sie froh, daß Sie in Jerusalem – wie Sie zu Markus Bruners und mir gesagt haben – für Ihre vier Wände schreiben. Es wäre denen, die Sie mögen und die in Ihren Büchern – und Briefen – die Seele mitlesen, kaum vorstellbar, wie Sie sonst überleben sollten.

Aber ich will Sie um den innerlichen Anfang meiner Antwort, der nur bei mir selbst liegt, nicht betrügen. Dann mag sie den Weg zu Ihnen selber finden. Denn, wie heißt es in Ihrem Brief an den Herrn Professor Wustmann (*Treffpunkt Scheideweg*)? – ›Auf meine Rede kann nur Ihre Antwort folgen<sup>1</sup>‹. Und was das heißt, zeigen uns Ihre Freunde, z. B. Rufus, Franziska und Clara<sup>2</sup>. Ich hoffe, ich habe verstanden.

Was ich also sagen möchte, ist folgendes: Zu mir gehört ganz stark das Gefühl, aus Wurzeln zu leben, die irgendwann in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts gekappt wurden. Bei Gottfried Benn ahne ich manchmal noch eigene Fasern; bei Jandl, Enzensberger, auch bei Celan, finde ich sie nicht. Bei Celan und allen, die ihm nacheifern, ganz besonders nicht, da

<sup>1</sup> Elazar Benyoëtz, *Treffpunkt Scheideweg*. München 1990, S. 181-184. hier S. 184

<sup>2</sup> Ebd. S. 164-167, 184-187, 115-127

diese Sprachversuche ›nach Auschwitz‹ das, was mich erhält, vergewaltigen. Die dialektische Weisheit, gerade in dieser Negation müsse man ›die Spuren dessen erkennen, was mehr wäre‹, ist mir nie bis ans Herz gelangt. Das wäre eine maßlose Überforderung, und genau dadurch wird diese Dialektik unweise. In dieser Zeit, in der ich lebe, hineinsprechen zu können hoffe ich zwar (ich kann gar nicht anders), aber aus ihr herausprechen? Die Literaturwissenschaftler haben für Menschen, die aus weitgespannter Erinnerung an ihre verlorene Identität mit der Welt in die inzwischen verfremdete Heimat hinein schreiben mußten, den Ausdruck ›innere Emigration‹ geprägt. Mit einer gewissen Vorsicht möchte ich ihn für mich ausleihen, und auch für Sie.

Nach meinen beiden Besuchen in Ihrer Arbeitswohnung sehe ich Sie dort am Bildschirm sitzen, das Käppi (das man Ihnen ohne weiteres am Breslauer oder Berliner Rabbinerseminar verpaßt haben könnte) auf dem Kopf, die Tagebücher links, die Wörterbücher vor Ihnen und los geht's: Toire lernen, aber auf Deutsch. Was haben nämlich, so frage ich Sie, Ihre Vorgänger, die auch ›das Jüdische zu ihrer Methode‹ gemacht haben, anderes getan, als deutsche Midraschim geschrieben? Deswegen war das ja auch so schwierig mit Ihnen: Welcher deutsche, wohlmeinende Gebildete (von dogmatischen Antijudaisten und gar Antisemiten rede ich hier nicht) hat denn schon ein Midrasch wirklich denkend durchfühlt? Und sie selbst, die Jidden, haben es auch nicht recht gewußt, sonst hätten sie nicht so enttäuscht sein müssen, als es mit der ›Symbiose‹ nicht recht klappte –, Hermann Cohen, der klassische Fall, als allererster.

Um Ihre Bücher, lieber Herr Benyoëtz, lesen zu können, mußte ich Ihre Wohnung und Ihr Gesicht sehen. Es gibt ein jüdisches Antlitz. Sie haben es, und so verstehe ich, was Sie schreiben. Sie schreiben in meiner Sprache, in der Sprache meiner Wurzeln. Sie schreiben diese Sprache in Israel und nicht als Ihre Muttersprache (oder doch ein bisschen?). Dennoch sind Sie ein ›innerer Emigrant‹. Sie bangen nämlich um die Treue dieser Sprache, und wer sollte das tun, der nicht bei ihr zu Hause ist? Natürlich geht es bei Ihnen auch um das Hebräische, und ich frage mich auch, was Sie damit wohl machen werden ...

Nehmen sie es nicht so ernst, wenn ich sagte, ich verstehe Sie. Noch bin ich nicht einmal mit meinem ›dreimaligen‹ Lesen durch, aber eines fühle ich deutlich: Sie sind einer, der sein Fremdes ›vor uns schützt und als Nichtvertrautes zugänglich macht‹.<sup>3</sup> Und doch ist das Schöne, daß wir –, daß ich gerade dadurch wirklich und in vollem Ausmaß an Ihren Dingen teilhaben

---

<sup>3</sup> Ebd. S. 108

darf. Ein Fremdes ohne Befremdnis. Die Vergewaltigung, die von Celan und seinen Nachfolgern ausgeht, ist in Ihrer sprachlichen Geste nicht angelegt. Auch Sie schreiben zwar in unseren Tagen, und die geschichtliche Erfahrung der Celans und Adornos ist überall präsent. Aber Sie erquälen keine »Sprache nach Auschwitz«. Solche wie ich können daher an Ihrer Seite bleiben, selbst wenn Sie Ihren Stiefvater zu seinen Peinigern begleiten. Darin liegt eine merkwürdige Konsequenz im Blick auf die oben beschriebene Situation. Ich sehe, daß ich nicht ganz recht hatte mit meiner Behauptung über die gekappten Wurzeln: Denn wenn ein anderer gerade diese Wurzeln sprechen läßt, warum sollte man sie dann für abgeschnitten halten? Sprache ist doch Fragen und Antworten, verteilt auf verschiedene Menschen, und wenn es das gibt, dann leben die Wurzeln.«

Hartwig Wiedebach an Elazar Benyoëtz, 23. 9. 1998. In: Das Gerichtete Wort. Briefe von und an Elazar Benyoëtz, hg. von Barbara Hoiß und Julija Schausberger, Innsbruck [www.uibk.ac.at/brenner-archiv/editionen/benyoetz](http://www.uibk.ac.at/brenner-archiv/editionen/benyoetz)

Das Volk wollte die Juden nicht annehmen,  
das Deutsch konnte nicht genug von ihnen haben.  
Keine Sprache ist so judenvoll wie die deutsche